

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberkaftan.

14] Roman von Koloman Mikszáth.

Während nun seine Gestalt im Staube des Weges verschwand, saßen die Senatoren und der Oberrichter ruhig beisammen, hörten den Thatbestand von der Forttreibung der Schafherde an, so auch die langweiligen Vorträge der Zeugen und Kläger. Nicht selten mengte sich ein Gähnen der edlen Herren in das müde Gespräch.

Daß vor der Stadt ein hungeriger Feind stand, alterierte die Herren wenig. Schneckenblut! Der Feind ist jetzt eine laufende Angelegenheit, wie etwa wenn man ein Marktweib zur Ordnung weisen muß. Hierzu bedarf es eines Mannes und eines Stodes, dazu eines Mannes und eines Kastans.

Nur der Oberrichter bewegte sich unruhig in seinem Sessel, seitdem im Saal in Vertretung des Kalgaer Sultans Olaj Beg erschien, mit seinem Falkenblicke die Richter mustern, und frag, welcher von ihnen der berühmte Oberrichter Max Vestnyak sei — worauf Agoston mit seinem Ellbogen zur Tischspitze wies . . .

„Das ist nicht möglich“, murmelte Olaj Beg kopfschüttelnd. „Und doch bin ich Max Vestnyak“, meinte der Oberrichter mit tonloser Stimme.

Der große Beg murzte verdrießlich:

„Entweder stimmte es vor meinen Augen, als wir vor dreißig Jahren in meinem Lager zusammen trafen, oder es wurde der Kopf Euer Hochedlen seitdem vertauscht.“

„Ja, man wird älter, es ist alles umsonst.“

„Im übrigen habe ich Euch einen Brief gebracht. Den Brief hat der Kalgaer Sultan geschrieben, mit honigsüßer Feder:

„Mein lieber Sohn, tapferer Max Vestnyak!

Vertraue, ich bitte Dich, die bösen Böfse, denn wenn Du kein abschreckendes Beispiel schaffst, so glaube mir, stehen Deine Leute mir noch den Turban vom Kopfe. Ich würde es gern sehen, wenn Du mir einen Korb Köpfe senden würdest (die Räuber langen auch für zwei). Schon lange habe ich mich an abgeschnittenen Kecksmeter Köpfen nicht ergötzt. Meinen Abgesandten Olaj Beg, der Euch die nöthigen Aufklärungen geben wird, haltet hoch in Ehren.

Ich bleibe Dein mächtiger Herr und Freund, der
Krimmer Bize-Khan (Kalgaer Sultan).“

Vestnyak überflog den Brief zersireut, verwirrt, dann schob er ihn den Richtern hin, damit diese sehen sollen, wie heikel die Potentaten mit dem Kecksmeter Oberrichter umgehen.

Unterdessen bemerkte er, bis über die Ohren roth werdend, den forschenden Blick Olaj Begs, der immer auf ihm ruhte. Er saß auf Nadeln unter unangenehmen Gefühlen; hierzu gesellte sich die Stunden andauernde Fluth der Geständnisse, der Dunst des Saales. Ein Schwindel überkam ihn und gerade wollte er den Vorsth an Porosnuoki abgeben, als draußen ein Entsetzensschrei laut wurde und sich durch die Gassen wälzte, immer näher und näher kommend, die Fenster erschütternd.

Die Richter liefen entsetzt zum Fenster und taumelten todtenbleich zurück. Der Koro lief wild gegen das Stadthaus, auf ihm saß niedergebunden der alte Vestnyak mit dem Kastan — aber ohne Kopf. Aus dem Rumpfe tropfte das Blut. Das Pferd und der Kastan waren mit Blut bedeckt.

IX.

Die Haare Porosnuoki's standen zu Berge.

„Entsetzlich!“

Der Oberrichter fiel mit dem Gesichte auf den Tisch und schluchzte.

„Unfassbar!“ bemerkte Olaj Beg, als man ihm erklärte, daß der Alte im Kastan bei einer Truppe des Großveziers war. Herr Agoston besaßte sich mit dem Oberrichter.

„Kommen Sie, mein edler Herr. Lösen wir den Gerichtshof auf. Auch die Grenzen der Pflicht übersteigt der große Schmerz, der Sie betroffen.“

Max schauerte zusammen und wischte die Thränen aus den Augen.

„Ich bin stark. Keinen Schritt weiche ich von hier, bis

ich nicht Rache genommen habe für meinen Vater. Dies hat man nicht im Türkenlager gethan.“

Sofort befahl er, daß man den Leichnam nach Hause trage und denselben wasche. Zwei berittene Trabanten aber sollten die Blutspuren verfolgen, bis sie den Kopf und die Erklärung des Räthsels fänden.

„Den Kastan nehmet ihm ab und bringet ihn herauf,“ ergänzte Porosnuoki die Ordre.

Nach kurzer Zeit brachte Pintyó weinend den blutigen Mantel. Olaj Beg und Mollah Ecelebit sprangen in die Höhe und eilten den Saum zu küssen; als sie aber näher kamen, verzog der Beg sein häßliches Gesicht.

„Bei Allah, das ist nicht der echte Kastan! Es fehlt das Zeichen des Scheit—ül—Islam.“

Mollah Ecelebit legte seine Hände über die Brust und wiederholte gedankenvoll:

„Das ist nicht das heilige Kleid.“

Die Kecksmeter Bürger, die unter den Zuhörern saßen, sahen erstarrt den Oberrichter an.

„Verrath!“ rief Kristof Agoston.

Franz Kriston sprang von der Zeugenbank auf und stellte sich vor den Oberrichter.

„Verantworten Sie sich! Der Schlüssel war Ihnen anvertraut.“

„Ich weiß von nichts,“ sagte der Oberrichter gereizt.

„Welch' großer Schlag, welcher Schlag für Kecksmet!“ rief Porosnuoki die Hände ringend.

Wie der weggeschleuderte Stein, so schwirrten die Stimmen in der Luft: „Tod dem Schuldigen!“

„So ist's! Auch ich werde es aussprechen.“

Zwischenrufe wurden laut.

„Er gehört nicht auf den Präsidentensstuhl, sondern auf die Anklagebank.“

„Ruhe!“ schrie der Oberrichter und klirrte mit dem Säbel, der, seitdem er geadelt wurde, immer vor ihm auf dem Tisch lag. „Hier sitze ich im Präsidentensstuhl und hier bleibe ich. Ich will sehen, wer sich zu rühren getraut, wenn der Oberrichter von Kecksmet Ruhe gebietet.“

Nur auf den Friedhöfen herrscht eine solche grauenhafte Stille, wie sie nun eintrat.

„Wer ist der Glende, der seinen Stachel gegen mich ausstreckt? Wenn ich gewußt hätte, daß der Mantel nicht der echte ist, hätte ich in demselben meinen eigenen Vater gesendet? Das Ding ist unbegreiflich. Gott hat es gefallen, eine Prüfung zu senden über Kecksmet, jedoch verzagen wir nicht, denn was immer auch geschehe, noch herrscht hier eine starke Hand. Deswegen, mein lieber Herr Senator Kriston, eilen Sie sofort und tragen Sie den Türken nach Talsaja die verlangte Brandschatzung, damit nicht aus zwei Uebeln drei werden.“

Kriston ging sofort, bevor er aber noch zur Thür gelangt war, öffnete sich diese mit großem Geräusch, und herein stürzte Czinna. Sie war weiß wie eine Lilie, ihr Gang unstät, aus ihren schönen Augen stürzten Thränen.

„Was suchst Du hier?“ fuhr sie der Oberrichter an, seine Brauen zusammenziehend. „Geh' nach Hause weinen!“

„Hier ist mein Platz!“

Und sie stürzte in die Knie. Ihr rother, unten mit Spigen versehener Rock hob sich ein wenig in die Höhe und ließ ihre entzückenden Knöchel sehen.

Olaj Beg schleuderte den Sessel von sich.

„Das ist sie, das ist sie! Mein Herr Max Vestnyak, sehen Sie sich diese hier an. Dieses Mädchen war bei mir im Lager. Nie erblicke ich Meffa, wenn es nicht wahr ist.“

Porosnuoki und Agoston richteten ihre Augen starr auf den Oberrichter, der merkwürdig verlegen wurde und bis über die Ohren roth war. Dies war seine schwache Seite. Nun fing er an, die Energie zu verlieren. Czinna beugte traurig den Kopf.

„Nie sah ich Dich, guter Mann.“

Der Oberrichter warf ihr einen dankbaren Blick zu, wie wenn er sagen wollte: „Du hast mich mir wiedergegeben,“ dann zischte er zwischen den Zähnen: „Alles fällt, stürzt, es war alles verfehlt.“

„Was willst Du, mein Kind?“ fragte jetzt der Szenteser Franz Balogh. „Warum stehst Du nicht auf?“

Der Brust des Mädchens entrang sich ein krampfhaftes Schluchzen.

„Ich bin an allem Schuld. Ich bin die Schuldige. Ich habe den Schlüssel der Eisentruhe dem Vater Vestyaks gegeben, da zu ihm aus einer fremden Stadt Leute mit der Bitte kamen, er möge ihnen einen Mantel, wie der unsrige ist, für fünftausend Goldstücke nähen.“

Ein gefährdendes Gemurmel folgte diesen Worten. Der Oberrichter wendete sein bleiches Antlitz gegen die Wand. Auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet.

„Wie konntest Du dies thun?“ schrie Porosnoki, „sei aufrichtig, die Aufrichtigkeit kann Deine Sünde mildern.“

Czinna drückte ihre Hände aufs Herz, ihre langen Wimpern schlossen sich. Sie glaubte vor Schande vergehen zu müssen und doch mußte sie es sagen in dieser traurigen Stunde.

„Weil ich liebe, ich liebe Max Vestyak mehr als mein Leben, mehr als diese Stadt. Der Alte hat viertausend Goldstücke für mich bestimmt, damit sein Sohn, der seit dritthalb Jahren mit mir im Brautstand lebt, mich zur Frau nehme. Er hat es bisher nicht gethan, weil wir beide arm sind. Ich habe seinen Worten Glauben geschenkt und ihm den Schlüssel übergeben.“

Ihr bleiches Gesicht röthete sich, aus der weißen Lilie wurde eine Rose, aber nur auf eine halbe Minute.

„Welcher Skandal!“ brüllte Herr Agoston. „Wenn ich nur bis an mein Lebensende in Waizen geblieben wäre.“

„Was dann?“ fragte Porosnoki unruhig.

Der Oberrichter saß krampfhaft die Sessellehne, die Welt drehte sich im Kreise, vor seinen Augen tanzten die winzigen Buchstaben, die der Schriftführer aufs Papier warf. Seine Lippen biß er blutig: „Nur jetzt noch, nur eine halbe Stunde noch soll ich keine Schwäche zeigen.“

„Und dann?“ nahm Czinna das Wort mit ersterbender Stimme. „Ja, dann. Was geschah mir? (Mit ihrer Hand rieb sie ihre marmorglatte Stirn.) Er ging zur Eisentruhe, bei Nacht nahm er den Kasten mit und nähte dann einen ähnlichen. In der vergangenen Nacht nahmen ihn die Beflexer mit.“

„Alles ist klar,“ murmelte Porosnoki. „Er war ein stolzer Meister und glaubte, wollte es zeigen, daß beide gleich sind. Und heute zog er ihn an, damit er die Wirkung seines Prachtwerkes genieße.“

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

(Leitung des elektrischen Stromes durch Metalle und Flüssigkeiten; elektrische Entladungen in Gasen. Eindringen elektrischer Wellen in Metallkästen. Untere Grenze der Hörbarkeit.)

Die Art und Weise, in der ein elektrischer Strom fortgeleitet wird, ist je nach der Art des leitenden Körpers verschieden; die Metalle und Kohle leiten den Strom weiter, ohne eine andere Veränderung dabei zu erleiden, als daß sie beim Durchgang des Stromes erwärmt werden. Je dünner der leitende Draht ist und je größer dadurch der Widerstand wird, der dem Durchgang des Stromes entgegensteht, um so stärker wird diese Erwärmung, die den leitenden Körper schließlich zum Glühen bringt; in den elektrischen Glühlampen z. B. sind es dünne Kohlefäden, die durch den Strom glühend geworden uns das helle Licht spenden. Hört der Strom aber auf, so sinkt die Temperatur auch wieder auf die der Umgebung herab, ohne daß eine bleibende Veränderung an dem leitenden Körper zu merken ist. Anders dagegen ist es, wenn der elektrische Strom durch eine Flüssigkeit hindurchgeht; läßt sie den Strom überhaupt durch, so erleidet sie während des Stromdurchganges auch eine chemische Zersetzung, eine Umlagerung ihrer kleinsten Theilchen. Führt man z. B. die metallische Drahtleitung zu einem Gefäße, in dem eine Lösung von Kupfervitriol enthalten ist, und taucht man noch einen zweiten Draht in die Lösung, der zur Stromquelle zurückführt, so wird aus dem Kupfervitriol metallisches Kupfer niedergeschlagen, und außerdem bildet sich etwas Schwefelsäure.

Die elektrolytische Zersetzung eines Stoffes, wie man diese Zersetzung mittels des elektrischen Stromes nennt, zeigt einen sehr wesentlichen Unterschied gegen sonstige chemische Zersetzungen. Zersetzt ein Stoff durch irgend ein Mittel, z. B. durch starke Erhitzung, so wird man erwarten, daß die einzelnen Bestandtheile überall da zu finden sind, wo sich vorher Theile des zusammengefügten Körpers vorfanden. Bei der elektrolytischen Zersetzung, der sogenannten Elektrolyse, ist das aber nicht der Fall; die durch den Strom ausgeschiedenen Bestandtheile treten vielmehr stets nur an beiden Stellen auf, an welchen die metallischen Leiter in die Flüssigkeiten tauchen, und was noch merkwürdiger ist, an diesen beiden Stellen treten die Bestandtheile nicht mit einander gemengt, sondern vereinzelt auf. Man kann sich davon in sehr einfacher Weise überzeugen, indem man die Zersetzung in einer U-förmig gebogenen Röhre vornimmt,

wobei in jeden Schenkel ein Drahtende eingeschmolzen ist, so daß die Zersetzungsprodukte getrennt in den beiden Schenkeln gewonnen werden. Ist also die Leitung der Flüssigkeiten oder Elektrolyte von derjenigen der Metalle sehr wesentlich verschieden, so entsteht die Frage, welcher Art denn nun die Leitung der Gase sei, ob sie mehr mit der metallischen oder mehr mit der elektrolytischen verglichen werden könne. Im allgemeinen haben ja die gasförmigen Körper sehr viel mehr Aehnlichkeit mit Flüssigkeiten, als mit den festen Metallen, so daß man wohl vermuthen kann, daß ihre Leitung elektrolytischer Natur sei; auch zeigte sich bisweilen, wenn elektrische Entladungen durch Wasserdampf oder andere gasförmige Substanzen hindurchgingen, daß an den beiden metallischen Zuführungsstellen, den sog. Elektroden, Stoffe verschiedener Natur abgeschieden wurden, was für die Richtigkeit der genannten Ansicht zu sprechen schien.

Aber in den exakten Naturwissenschaften darf man nicht nach flüchtigen Analogien schließen, sondern muß die Urtheile möglichst auf unzweifelhafte Thatsachen aufbauen. Allerdings zeigen Gase und Flüssigkeiten viele analoge Erscheinungen, die eine gewisse Aehnlichkeit in ihrem Verhalten vermuthen lassen; andererseits sind sie aber auch wieder so außerordentlich verschieden, daß sich von vornherein gar nicht sagen läßt, ob in dem bestimmten Falle der Leitung des elektrischen Stromes die Aehnlichkeit oder die Verschiedenheit mehr überwiegen wird.

Das Verhalten der Gase gegen den elektrischen Strom ist überhaupt sehr merkwürdig; eine Luftstrecke, die nur einen außerordentlich kleinen Bruchtheil eines Millimeters beträgt, genügt schon in sehr vielen Fällen, um den Strom zu unterbrechen; schwachen Strömen gegenüber verhält sich also die Luft und andere Gase, wie ein vollkommener Nichtleiter. Wird dagegen die Luft verdünnt, so kann man schon mit mäßig starken Strömen Entladungen über mehrere Zentimeter bekommen. Dabei gehen zwischen den Elektroden, die in der Röhre mit verdünnter Luft eingeschmolzen sind, keine Funken über, sondern es entsteht eine allmähliche Ausgleichung, durch die die verdünnte Luft in farbiges Leuchten versetzt wird. Wird die Verdünnung der Luft eine sehr starke, so hört das farbige Leuchten auf; dagegen geräth die Glaswand an der Stelle, die der einen Elektrode gegenüberliegt, in ein grünliches Fluorescieren. Von dieser grünlich fluorescierenden Glaswand gehen dann die neuentdeckten X-Strahlen mit ihren wunderbaren Eigenschaften aus. Das wunderbarste ist jedoch, daß, wenn die Verdünnung der Luft noch weiter getrieben wird, die Erscheinung vollständig verschwindet. In dem höchsten von uns erreichbaren Maße der Verdünnung kann aber eine elektrische Entladung durch die Luft überhaupt nicht stattfinden.

Ob nun die Luft, wenn sie den Strom leitet, dabei eine elektrolytische Zersetzung erleidet oder nicht, ist eine Frage, die natürlich nur durchs Experiment entschieden werden kann. Prof. Wiedemann in Erlangen hat sich ihrer Prüfung unterzogen und vor kurzem gemeinsam mit Herrn Dr. Schmidt die Resultate seiner umfassenden Versuche veröffentlicht; darnach bestätigt sich die Annahme von der elektrolytischen Leitung der Gase nicht. Sie würden sich also in bezug auf Fortleitung eines elektrischen Stromes wie die Metalle, nicht wie die Flüssigkeiten verhalten.

Als die Versuche Marconi's über drahtlose Telegraphie bekannt wurden, erregte der Umstand großes Aufsehen und große Verwunderung, daß die Wirkung auf der empfangenden Station, etwa auf einem Kriegsschiff, nach den vorliegenden Berichten auch dann beobachtet wurde, wenn der die Zeichen empfangende Apparat in einen Metallkasten eingeschlossen war. Bekanntlich werden bei diesen Experimenten elektrische Wellen erregt, die durch einen Metallspiegel in einer bestimmten Richtung reflektirt werden, bis sie, von einem zweiten Spiegel zurückgeworfen, in dessen Brennpunkt auf Eisen- und Silberblechspane treffen, die in einer Glasröhre eingeschlossen sind. Das Metall wirkt also hier, wie auch aus früheren Versuchen bekannt war, spiegelnd auf die elektrischen Wellen, es läßt sie nicht hindurch, wirkt sie vielmehr zurück; um so wunderbarer mußte es erscheinen, daß sie durch die Wände eines Metallkastens gehen und im Innern desselben eine Wirkung ausüben sollten. Um diese Erscheinung aufzuklären, hat der Italiener Nighi, wie er in den Berichten der Akademie dei Lincei mittheilt, Versuche mit sehr starken elektrischen Wellen angestellt. Die Röhre mit dem Eisenblech wurde in das Innere eines Kupferkastens gestellt, der mit einem Deckel verschließbar war. Wurde der Deckel einfach auf den Kasten gelegt, so zeigte sich eine Wirkung auf die Feilspäne, so daß die elektrischen Wellen unzweifelhaft in das Innere des Kastens gedrungen waren. Wurde aber mit besonderer Sorgfalt dafür Sorge getragen, daß der Deckel an allen Stellen fest auf dem Kasten auslag, so daß überall eine metallische Berührung eintrat, so war auch bei den stärksten elektrischen Wellen nicht die geringste Wirkung im Innern des Kastens zu bemerken. Es folgt daraus, daß die elektrischen Wellen in der That nicht durch Metall hindurch gehen, daß jedoch schon ganz enge Spalten genügen, um ihnen den Durchgang zu ermöglichen; will man also einen Raum gegen die Einwirkung solcher Wellen schützen, so muß man die Metallplatten, die den schützenden Kasten bilden sollen, fest mit einander verschweißen.

Bekanntlich ist das, was den von uns vernommenen Tönen zu Grunde liegt, Bewegung der lönnenden Körper, und zwar regelmäßig auf- und abshwingende Bewegung, die sich der umgebenden Luft mittheilt und durch diese bis zu unserem Ohre geleitet wird. Wo immer wir Töne vernehmen, können wir gewiß sein, daß schwingende Körper vorhanden sind; ist aber auch das Umgekehrte richtig?

Vernehmen wir auch überall, wo schwingende Körper vorhanden sind, Töne? Daß dies nicht der Fall ist, davon können wir uns leicht überzeugen. Wenn wir unsere Hand hin- und herbewegen, so ist das eine schwingende Bewegung; aber von einem Tone ist nichts wahrzunehmen. Es liegt dies daran, daß die Schwingungen hier zu langsam vor sich gehen, daß ihre Zahl, wie man sich ausdrückt, die Grenze der Hörbarkeit noch nicht erreicht. Welches diese Grenze der Hörbarkeit ist, darüber sind nicht alle Forscher derselben Meinung; einige geben die Zahl 16 an, während nach anderen erst 28—32 Schwingungen in der Sekunde als Ton empfunden werden; noch andere wieder sind der Meinung, daß man eine bestimmte untere Schwingungszahl als Tongrenze gar nicht angeben könne, sondern daß diese Grenze bei verschiedenen Menschen verschieden sei und zwischen 16 und 32 liege. Auch in neuester Zeit angestellte Versuche haben zu keinem übereinstimmenden Resultat geführt, indem von einem Forscher 9—12, von einem andern 24 Schwingungen in der Sekunde als untere Grenze der Hörbarkeit angegeben werden. Soeben veröffentlicht nun Battelli eine Arbeit über die Frage, in welcher er zugleich einen Grund dafür gefunden zu haben glaubt, warum die verschiedenen Forscher zu so überraschenden Resultaten gekommen sind. Er benutzt große Stimmgabeln, deren Zinken mit verschiedenen schweren Metallscheiben belastet werden konnten, wodurch die Schwingungen bald schneller, bald langsamer erfolgten. Bei mehreren Personen von verschiedener musikalischer Begabung konnte festgestellt werden, daß weniger als 28 Schwingungen niemals als Ton empfunden werden. Belastete man die Zinken der einen Gabel noch stärker, so daß sie weniger als 28 Schwingungen vollführte, so konnte man auch noch sehr tiefe Töne hören; da die Schwingungen aber photographisch registriert wurden, so war leicht festzustellen, daß es sich hierbei nicht um Töne von einer geringeren Schwingungszahl als 28 handelt, sondern um deren Obertöne. Wird nämlich ein Ton von einer bestimmten Schwingungszahl, sagen wir 100 in der Sekunde, hervorgerufen, so klingen stets noch einige andere Töne mit, sogenannte Obertöne, deren Schwingungszahlen die Vielfachen derjenigen des Grundtones sind, also 200, 300, 400 u. s. f.; diese Obertöne sind es auch, die einem Tone seine eigenthümliche Klangfarbe geben, so daß derselbe Ton auf dem Klaviere angeschlagen anders klingt, als beim Anstreichen auf der Saite oder beim Singen der menschlichen Stimme. Im allgemeinen ist ein Oberton nicht wahrnehmbar, da der viel stärkere Grundton ihn überklingt; sinkt aber die Schwingungszahl unter 28 herab, wobei der Grundton nicht mehr hörbar ist, so kann es vorkommen, wenn die Schwingungen stark genug sind, daß nunmehr ein Oberton hörbar wird. Hierdurch haben sich manche Forscher täuschen lassen, indem sie den Oberton der geringen beobachteten Schwingungszahl des unhörbaren Grundtones zuschrieben, und dadurch zu einer unrichtigen Angabe der unteren Grenze der Hörbarkeit kamen. —

bt.

Kleines Heuiletou.

— Ein Hochzeits-Record. So schnell wie jüngst ein Amerikaner hat sich wohl noch nie Jemand in den Stand der Ehe begeben. Dieser lähne Yankee nahm unlängst, wie Newyorker Blätter erzählen, in einer heiteren Gesellschaft das Frühstück ein. Hierbei fiel ihm eine junge Wittve auf, die so hübsch war, wie nur irgend eine Wittve sein kann. Er verliebte sich mit bemerkenswerther Schnelligkeit in die Dame und machte ihr auch sofort, nicht wie ein schwärmerischer Jüngling in stummer Verzückung, sondern mit entschlossener Bereitsamkeit den Hof. Nach einer halben Stunde war er so weit, daß er seiner Angebeteten einen Heirathsantrag machte, und diese überlegte nicht lange, sie gab ihr Jawort. „Ich bin kein Freund von laugen Verlobungszeiten, liebes Kind,“ sagte dann der glückliche Bräutigam. — „Da sind wir eines Sinnes,“ erwiderte die Braut, „wir können so bald als möglich heiraten.“ — „Unter „so bald als möglich“ verstehe ich sofort,“ erklärte dann der Amerikaner, und seine Braut wäre keine echte Tochter des Sternbannerlandes gewesen, wenn sie nicht auch hierin derselben Ansicht gewesen wäre. Der nächste Schritt, den der Bräutigam machte, war der zum Telephon, durch welches er den Friedensrichter herbeirief. Dieser kam alsbald, er verband das Paar für dieses amerikanische Leben, und die Frühstücksrunde verwandelte sich in eine heitere Hochzeitsgesellschaft. Abends führte der junge Schemann sein Weibchen heim. Der Termin der Ehescheidung ist noch nicht festgesetzt. —

io. Die „Moodus“ sind wieder da! Wer sind die Moodus? werden unsere Leser verwundert fragen. Es ist dies eine ganz räthselhafte Naturerscheinung, die vielleicht auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen hat. Der Schauplatz derselben ist das Thal des unteren Laufes des Flusses Connecticut in dem gleichnamigen Distrikt der Vereinigten Staaten. In verschiedenen langen Zwischenräumen einer Reihe von Jahren wird dieses Thal von einem wunderbaren Spul heimgesucht, der sich in nahezu beständigen und heftigen Geräuschen kund giebt, deren Ursache niemand kennt. Schon vor dem Eindringen der Europäer in dieses Land kannte die Urvölkerung diese Moodus-Geräusche. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts sollen sie 20 Jahre hinter einander von 1709—1729 gehört worden sein, und zwar in solcher Stärke, daß die Häuser mit allem, was sich darin befand, hin und her geschüttelt wurden. In diesem Jahrhundert erhielt das Flußthal in den Jahren 1852 und 1855 diesen merkwürdigen Besuch. Vor 12 Jahren äußerte er sich in einem donnerähnlichen Getöse, welches zwei bis drei Stunden

lang von einem Mäuschen, wie dem Echo eines fernen Wasserfalls, gefolgt wurde. Einen Tag später hörte man ein trachendes Geräusch wie schweren verhaltenen Donner und ein Geheul wie von starkem Sturmwind. Die Erde bebte, die Häuser schwankten und das Geschir in den Wohnräumen klapperte durch einander wie bei einem Erdbeben. Gegenwärtig neigt man in wissenschaftlichen Kreisen dazu, die Entstehung dieser Geräusche mit Vorgängen in der Gesteinskruste in Verbindung zu bringen, jedoch steht dieser Fiktion die Thatsache gegenüber, daß die Störungen in den Fels-schichten der Umgebung, soweit sie bisher nachgewiesen wurden, sämmtlich aus einer weit zurück gelegenen geologischen Zeit stammen; die jüngsten sind diejenigen auf den Inseln südlich der neug-englischen Staaten und stammen bereits aus der Periode der Kreide und des Tertiär. —

Literarisches.

I. Werner von Hejdenstam: „Karl XII. und seine Krieger“. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Theresie Krüger. München 1898. Albert Langen. — In lose zusammenhängenden Bildern entrollt uns der Verfasser das bunte Bild jener Uebergangszeit vom 17. zum 18. Jahrhundert. Mit dem tollkühnen Schwedenkönig Karl XII. ziehen wir von Feldlager zu Feldlager, durch die Länder der Schweden, Dänen, Lithauer, Polen, Russen und Türken. Nirgends wird dem „absoluten Gottes-gnadenhum“ geschmeichelt. Nur ein wenig Mitleid weiß der Verfasser uns für seinen Titelhelden einzuschüßen, während er den Zar Peter I. in seiner ganzen abschreckenden Härte und Hohenheit zeichnet. — Durch das Buch zieht sich keine zusammenhängende Handlung; nur ein wildes, buntes Lager- und Kriegsleben spielt sich vor uns ab. Abenteuerliche Gestalten in unheimlicher Umgebung, und weiche, romantische Momente folgen in stetem Wechsel einander. Das Buch hat neben den Vortheilen, daß es künstlerisch und unterhaltend zugleich geschrieben ist, noch voraus, daß es durchaus belehrend wirkt und ein getreues und gelungenes Bild der geschilderten Zeitstände giebt. — Auch über die Uebersetzung kann man sich nur anerkennend aus-sprechen. —

Musik.

— or. Linden-Theater. Ein Feuergeist wie Offenbach verlangte von seinen Lyrdichtern immer Witz und Ironie. In der „Prinzessin von Trapezunt“ wirken diese beiden satyrischen Eigenschaften nicht gerade mit der Macht vernichtender oder lachend tödlicher Parodie, aber immerhin mit anziehender Lustigkeit. Wieder ist's der vom Stoc seiner Hohen regierte Kleinstaat Zergendow, dessen Prinz sehr aufgeklärt über eine morganatische Ehe mit einer Seitänzerstochter denkt; daneben eine Gauklerfamilie, welcher ein Lotteriehaupttreffer den Barontitel nebst standesgemäßem Schloß und Einkommen bringt. Diese lustige Verpottung des Parvenuthums, welches sich die Langleweide des Reichthums mit Reminiszenzen aus der hungernden, aber um so ausgelasseneren Artistenzeit vertreibt, trifft prächtig Menschen und Zustände, wie sie von glücklichen, dimmblienden Zufällen stets geschaffen werden. Die Musik enthält wieder eine Fülle wirklicher und empfundener Melodien, den scharf charakterisirenden Geist und das ziellos dahinstürmende Temperament Offenbach's, das zuweilen, wie im Finale des 2. Aktes, über alle Hecken und Gräben musikalischer Besonnenheit led hinwegsetzt. Darf man bei der Aufführung im Linden-theater auch nicht an jene Wiener Operetten-Blühzeit denken, wo komische Naturen wie Matras, Knaack und Blasel, und weibliche Gesangsparodisten, wie die Gallmeyer und die Meyerhoff, alles zu Treffern machten, so muß doch zugestanden werden, daß Frz. Zimmermann, ein in Gesang, Spiel und Erscheinung gleich prächtig liebenswürdiger Prinz, die unverwiltliche Schmidt, eine Athletin von bezwingend drahtischer Komik, die Herren Siegmund, Becker und Hambrock mit Eifer und erheiternder Wirkung ein recht zufriedenstellendes Salonenensemble bildeten. Dem Chor und Orchester, sowie der lebendigen und geschmackvollen Inszenirung soll der gebührende Antheil an dem Erfolge des Abends nicht vorenthalten bleiben. —

Geographisches.

— Vinschgau, Vintschgau oder Vinsigau? Ueber die Schreibung des Namens dieses einzigen Theiles von Tirol, der durch seinen Namen an die germanische Gauverfassung erinnert, veröffentlicht Josef Tarneller in der Zeitschrift des Ferdinandenums für Tirol und Vorarlberg eine Untersuchung, die zu dem Ergebnis führt, daß die Schreibung Vinsigau nicht zu begründen ist, und daß nach der Urkundenforschung Vinschgau die richtige Schreibung darstellt. Tarneller führt dann — die letzten 300 Jahre überspringend — eine Reihe von Urkunden an, die von 1544—1877 zurückreichen und den fraglichen Namen als „Vinschgä, Vintschgew, Vinschgäu, Vinsgaw, Vintschgau, Vinsgow, Finsgow“ aufweisen. Die letzteren sind die ältest vorkommenden Schreibungen, von ihnen ausgehend folgert Tarneller, daß das sch und tsch in Vinschgau und Vintschgau nichts ist als die Verdichtung des s im mittelhochdeutschen hirsen (hirschen), kirse (kirsche), smiden (schneiden) u., so daß sprachgeschichtlich Vinschgau die richtige Schreibung ist. — Die Verfechter der Schreibung Vinsigau leiten diese von dem rätslichen Stamme der Venostes ab, allein Tarneller stellt dieser Behauptung entgegen, daß es zur Zeit der Gauenheilung längst keine Venostes mehr gab, und daß die Ableitung von

Venones nachzuweisen ist, wofür er eine Urkunde aus dem Jahre 1221 anführt, die für Vinschgau „in Venonibus“ gebraucht. Das t in Vinschgau ist nach Tarneller zum theil den Schreibern zu verdanken, die seit der Auflösung der mittelhochdeutschen Sprache sich in der Einfügung unnöthiger Schriftzeichen erschöpfen (vgl. Märckel für Markl, vndt für und u. s. w.), zum theil den mehr kräftigen als feinen Sprachwerkzeugen der Gebirgsbewohner, die eine gewisse Neigung hervorrufen, Konsonantenhäufungen zu überwinden, weshalb z. B. Schoum (statt Schaum), tschegget (scheidung), Zunderst (Zimmerste), Mandl (Männlein) u. s. w. gesprochen wird. Das t im Worte Vinschgau ist aber sogar im Lande selbst durchaus nicht überall zu hören. Sprachgeschichtlich und etymologisch erscheine nur die Schreibung „Vinschgau“ berechtigt. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Eine merkwürdige Beobachtung an einer Silberkanne machte im Frühling dieses Jahres ein Naturforscher bei der schweizerischen Stadt Lausanne. Die Zapfen des Baumes hatten sich nicht wie sonst im Herbst abgelöst, sondern waren noch bis spät in den Winter hinein an den Zweigen hängen geblieben. Der auf den Nadeln aufgehäufte Schnee brach die Nester hernieder, so daß sie mit den Zapfen zur Erde fielen. Im Frühjahr keimten die Samenkörner, während sie noch am Zapfen saßen, und die Fülle der durch die Samen getriebenen Wurzeln, die sich wie ein Nebwerk aus den noch am Zweige sitzenden Zapfen hinaus erstreckten, bot einen ganz merkwürdigen Anblick. Die Wurzeln wurden schließlich ihres mütterlichen Zapfens selbst Herr, drangen in dessen Gewebe ein, sich von denselben nährend. Sie sprengten auf diese Weise die noch verschlossenen Samenkörner heraus und verstreuten sie über den Boden, wo sie vielleicht später gekeimt haben mögen. —

Astronomisches.

— Ueber die Oberflächengestaltung der Saturnringe gelangt man jetzt zu überraschenden Ergebnissen. Es ist bekannt, daß das hellglänzende Ringsystem, das die Saturnkugel frei umschwebt, auch für die mächtigsten Teleskope vollständig verschwindet, sobald die Erde in die Ebene der Ringe tritt, wir also gerade gegen die hohe Kante der Ringe sehen. Das war zulezt noch im Oktober 1891 der Fall, zu welcher Zeit die mächtigen Ringe selbst mit dem Niefenfernrohr der Licksternwarte in Kalifornien vollständig unsichtbar waren, und der Saturn den ungewohnten Anblick einer einfachen Planetenkugel, wie Jupiter, darbot. Dies ist auch nach dem jetzigen Stande unserer Kenntniß der Masse des Saturnrings, wie Deichmüller gezeigt hat, nicht anders zu erwarten, denn die durchschnittliche Dicke der Ringe beträgt nach ihm nur 1 Kubikmeter. Man hat also angenommen, und der Augenchein scheint es zu bestätigen, daß die Ringe ebene leuchtende Flächen darstellen, die man früher für solid hielt, heute aber als aus einer Anzahl diskreter Theilchen zusammengesetzt betrachtet. Nun macht aber soeben Herr Bonaszyl in Kis-Kapfal (Ungarn) auf eine schon früher wiederholt beobachtete Erscheinung aufmerksam, die schließen läßt, daß die Ringe eine wesentlich andere Gestalt haben. Wenn man nämlich die neueren und auch ältere Zeichnungen des Saturnsystems betrachtet, die zu der Zeiten der Quadraturen ausgenommen sind, so erscheint ein großer Theil der von der Sonne erleuchteten Ringe durch den Schatten, den die dazwischen stehende Planetenkugel wirft, ausgehölet. Wären nun die Ringe durch ebene Flächen begrenzt, so müßte die Schattengrenze eher nach der Lichtseite der Ringe zu etwas konkav erscheinen. In Wirklichkeit zeigt aber die Lichtseite in zahlreichen unterfuchten Fällen eine konvexe Form, und das ist bei einer ebenen Fläche des Ringsystems nicht möglich. Man kann hiernach schließen, daß die Ringe des Saturn nicht wie gleichmäßig dünne Scheiben, sondern wie Ringe gestaltet sind, deren Dicke von der äußeren und inneren Begrenzung nach der Mitte zu überaus stark zunimmt. Die unzähligen, und auch durch das Fernrohr nicht mehr trennbaren löstlichen Körperchen, die uns den prächtigen Anblick des Ringsphänomens verursachen, müssen also zu den Zeiten jener Beobachtungen nach innen und außen in sehr dünnen, nach der Mitte zu aber in überaus dichten Ansammlungen gestanden haben; der Querschnitt des prächtigen Saturnrings wird daher eine linsenförmige Gestalt aufweisen müssen. —

Technisches.

— Ueber die Erfindung eines Schallsuchers (Cophon) schreibt das „Zentralblatt d. Bauverw.“: Es ist bekannt, daß das Ohr uns keinen genauen Aufschluß giebt über den Ort, von dem ein Ton, den wir hören, ausgeht. Dieser Mangel wird im gewöhnlichen Leben selten empfunden, weil die Erfahrung und das Auge dem Ohr zu Hilfe kommen. Er gewinnt aber auf der See bei nebligem Wetter eine ernste Bedeutung, da dann nur Schallsignale den Schiffer von der Nähe des Landes oder anderer Schiffe Kenntniß geben können. Die hier vorliegende Schwierigkeit verspricht eine sinnreiche Erfindung zu beseitigen, die im „Engineering“ vom 24. September d. J. beschrieben ist und vom Erfinder den Namen „Cophon“ erhalten hat. Die Vorrichtung besteht im wesentlichen aus einer Art Windfahne mit hohl gestalteten Seitenflächen, die auf einer Stange befestigt und in der freien Luft in möglichst ungeschützter Lage

aufgestellt ist. Auf jeder Seite der Fahne ist ein Schallempfänger angebracht, von dem ein Rohr nach einem der Ohren des Beobachters führt, der sich in einem unter der Fahne befindlichen Raume aufhält. Jede Seitenfläche wirkt als Schallverstärker für den Empfänger und als Schirm für den anderen. Die Stange, welche die Fahne trägt, führt in den Beobachtungsraum hinab und kann durch ein Handrad gedreht werden. Beim Gebrauch dreht der Beobachter sie so lange, bis er den zu untersuchenden Schall nur in dem einen Ohre hört, und dreht sie darauf in entgegengesetztem Sinne, bis er den Ton nur im anderen wahrnimmt. Jede Lage merkt er sich vermittelst eines mit der Fahne parallelen Zeigers, der sich über einer die Stange umschließenden, aber von ihr unabhängigen, eingetheilten Scheibe bewegt. Die Mittellinie beider Lagen giebt die Richtung, aus der der Schall kommt. Man kann auch, indem man das Rad vorwärts und rückwärts dreht, rasch eine Lage finden, in der beide Ohren den Schall in gleicher Stärke empfinden. In diesem Falle zeigt die Mittellinie der Fahne die Richtung an, in der sich die Schallquelle befindet. Die Erfindung ist auf einem Schiffe der Vereinigten Staaten von einem besonders zu dem Zwecke eingesetzten Ausschusse geprüft worden. Der über die Versuche erstattete Bericht soll günstig lauten und enthält die Versicherung, daß bei Signalen die Richtung des Schalles bis zu 1/8 Strich genau bestimmt werden kann. Bedingung ist, daß die Fahne vollständig frei steht, und der Schall nicht durch Deckaufbauten gestört wird. Auch von dem Kapitän eines Handelsdampfers ist die Vorrichtung mit Erfolg zur Bestimmung der Richtung von Nebelsignalen verwandt worden. In einer Zuschrift vom 15. Oktober d. J. bemerkt ein österreichischer Seemann, daß die Vorrichtung auch für Beobachter brauchbar bleibt, deren Ohren ungleiche Hörfähigkeit besitzen. Solche müssen nur die Richtung ein zweites Mal bestimmen, nachdem sie das rechte Hörrohr in das linke Ohr gesteckt haben, und umgekehrt. Das Mittel aus beiden Ergebnissen giebt die wahre Richtung. —

Humoristisches.

— Eine Sonderbunds-Erinnerung. Der Luzerner „Demokrat“ erzählt aus dem Sonderbunds-Jahre 1847 folgende Begebenheit: „An einem trübem, nebligem November-Abend, so um Martini 'rum, wurde in jener schweren Zeit aus der Wiege der Freiheit Hilfe erwartet, und es war die Meldung in der Leuchtenstadt eingetroffen, daß das Urner Bataillon bei anbrechender Nacht anlangen werde. Den Bundesgenossen von Uri wurde dann auch ein ehrender Empfang bereitet. Eine Abordnung der Regierung oder des Kriegsrathes nebst einer Blechmusik hatten sich am See vor dem Schwanen aufgestellt. Der Dampfer landete, kaum sichtbar durch den Nebel, die Musik spielte, die Abordnung grüßte, und dem Schiffe entfielen ca. — 200 Schafböcke. Die Urner kamen später. —

— Ein Gemüths-mensch. Richter: „Sie haben auf den Hiberbauer noch losgeprügelt, als er schon längst bewußtlos war, das zeigt doch von beispielloser Rohheit! — Angeklagter: „J bit', Herr Richter, i hab' ihn nur wieder zu sich bringen woll'n.“ —

Vermischtes vom Tage.

y. Beim Spielen in einer Lehmgrube wurden in Warmsdörj bei Eisleben sieben Kinder verschüttet. Als Hilfe kam, waren zwei Kinder bereits todt. —

— In Leisnig hat ein Stuhlbauer innerhalb acht Tagen vier Kinder verloren. Die Kinder waren alle an Typhus erkrankt. —

— Von der Bahnstation Kronach (Oberfranken) wurden in diesem Jahre 90 558 Stück Christbäume in 116 Wagenladungen nach Norddeutschland verfrachtet. —

— In Memmingen besand sich der neunjährige Sohn eines Bürstenmachers mit dem Lehrjungen allein im Zimmer. Er fiel vom Stuhl und stieß sich das Messer, das der zu Hilfe eilende Lehrjunge gerade in der Hand hielt, derart in die Seite, daß er sofort todt zusammenbrach. —

— Eisenbahn-Unglück. Bei Le Béage de Roussillon (Dep. Hère, Frankreich) sind am ersten Feiertage zwei Schnellzüge zusammengestoßen. Drei Personen wurden getödtet, 15 verwundet. —

— Infolge der schlechten Ernte herrscht unter den Eingeborenen in Algerien Hungersnoth. —

— In Chicago ist am Sonnabend das Kolosseum-Gebäude niedergebrannt. Neun Personen sind bei dem Braude umgekommen, gegen vierzig wurden verletzt. —

— In Bethual Green, einem der ärmsten Stadttheile Londons, brach am Sonntag früh Feuer in einem aus vier Zimmern bestehenden Hause aus, in welchem drei Familien wohnten. Dabei fand eine Frau mit ihren neun Kindern den Tod in den Flammen. —

— Auf der Höhe von Sherneß (England) ist ein bis jetzt unbekannter Dampfer, wie vermutet wird, infolge eines im Nebel erfolgten Schiffszusammenstoßes, gescheitert. —